

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ März 2012



Proben am Tatort - Fotos Gregor Zielke

Die Banalität des Bösen im Haus der Wannsee-Konferenz

Historiker im Dokumentar-Theater
Von Klaus Riemer, Zeitzeuge

In jeder Aufführung im Haus der Wannsee-Konferenz war nachzuerleben, wie und von wem am 20. Januar 1942 in 90 Minuten über das Schicksal von Millionen Menschen entschieden wurde. Reinhard Heydrich, der Chef des Sicherheitsdienstes (SD) hatte den Vorsitz und den Auftrag, den längst beschlossenen Massenmord zu organisieren. Es geht nach seinen Worten um „elf Millionen Juden, die im Zuge dieser Endlösung der europäischen Judenfrage in Betracht kommen“. Adolf Eichmann - im Reichsicherheitshauptamt zuständig für die Deportation der Juden aus Deutschland und den besetzten Ländern - schrieb das Protokoll. Die Massenmord-Organisatoren waren zumeist „gutbürgerlicher Herkunft“. Acht der 15 Teilnehmer trugen einen Dokortitel. Dazu gehörte auch Roland Freisler, berüchtigt als Präsident des „Volksgerichtshofs“.

Während der Aufführung sitzen die Historiker in der Mitte, ihnen direkt gegenüber sitzt das Publikum. Nur der Heydrich-Darsteller steht. Die Mitwirkenden zitieren aus Aktenordnern mit dem Bild „ihrer“ historischen Person. Die verlesenen Dokumente offenbaren die Banalität des Bösen und gewähren Einblicke in die Täter-Biografien, in ihr Denken und Verhalten.

Unaufhörlich wird das Publikum gepeinigt von dem Kontrast zwischen der Nüchternheit der bürokratischen Texte und der schwer zu ertragenden Skrupellosigkeit ihrer Verfasser. Dass sie sich in Nuancen voneinander unterscheiden, gelegentlich doch Bedenken oder sogar Gewissensbisse hatten, auch das lassen die dokumentarischen Zitate erkennen. Zum Nachlesen erhalten die Besucher den Text samt Quellenangaben dankenswerterweise als Begleitheft (s.a. Ankündigung S.8).

Inhalt

Die Banalität des Bösen ...	1
Erinnerungen... Hohenzollern-Residenz	2
Grenzgänger im Kalten Krieg	2
„Mein Kampf“ im Unterricht?	3
„Es ist auch meine Geschichte“	4
... das hätte ich sagen wollen	5
Mut zur Integration ... Diskussion	7
Urgestein? Jungbrunnen?	8
Aus unserem Briefkasten	10
In eigener Sache	10
Gratulationen	11
Zeitzeugen gesucht	11
Veranstaltungen der ZeitZeugenBörse	12
Ankündigungen	12

Erinnerungen an die Hohenzollern-Residenz

Der Tagesspiegel lud zum Gespräch in die Humboldt-Box
Von Jutta Petenati u. Hubert Draegert

Die Humboldt-Box und der Tagesspiegel suchten Zeitzeugen, die das Berliner Schloss noch kannten. Neben einem Aufruf im Tagesspiegel wendete sich der Leitende Redakteur Gerd Nowakowski auch an die Berliner Zeitzeugenbörse. Am 8. Februar 2012 berichteten dann Zeitzeugen von ihren Erinnerungen an die Hohenzollern-Residenz.

Jutta Petenati wohnte in der näheren Umgebung des Schlosses, das sie im Rahmen eines Klassenausflugs 1938 das erste Mal betrat. Im Februar 1945 musste sie als Dienstverpflichtete den Niedergang des riesigen Baukomplexes aus nächster Nähe miterleben. Vier Tage brannte es, an Löschen war nicht mehr zu denken. Die brennende Kuppel über dem Eosander-Portal bleibt eine fortwährende Erinnerung.

Hubert Draegert kennt nur noch die Ruine. Als Chorknabe fuhr er immer am Sonntag zu Gottesdiensten und Proben im Berliner Dom. In der Domkuppel klaffte zwar ein großes Loch, aber in der Gruftkirche und den erhaltenen Nebenräumen ging das Gemeindeleben weiter. War die Chorarbeit vorüber, lockte das ruinierte Schloss auf der anderen Straßenseite. Mit Freunden erkundete man die Ruine, bestaunte die großen Figuren im Schlüterhof und kletterte über die erhaltenen Treppenhäuser in gefährliche Höhen. Wenn das die Eltern gewusst hätten!

Deutliche Erinnerungen hat er an eine Ausstellung im Weißen Saal des Berliner Schlosses über die Planung für den Wiederaufbau Berlins. Es war also nicht alles zerstört. Heute wissen wir, wer und aus welchen Gründen die Vernichtung des ruinierten Schlosses vorangetrieben hat.

Rund 200 Besucher sind der Einladung in die Humboldt-Box gefolgt.

„Erinnerungen können eine Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft schlagen“, sagte Gerd Nowakowski, der auch moderierte. Die Ausstellung in der Box und der Blick von oben über das künftige Baugelände lassen ahnen, dass hier ein Jahrhundert-Bauwerk entsteht. Berlin wird es gut tun.

Grenzgänger im Kalten Krieg

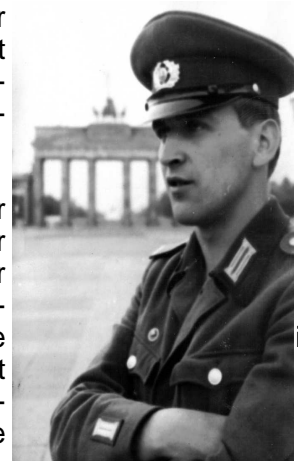
Von Klaus Riemer, Zeitzeuge

Seine Biografie ist im Zickzack durch mehrere Phasen des Kalten Kriegs verlaufen, aber er gehört zweifellos auch zu den Menschen, die am Schlimmsten immer vorbeigeschrammt sind. Das war nicht nur Glückssache, sondern auch eine Charakterfrage. Er ließ sich in keiner brenzigen Situation unterkriegen. Mit Gewitztheit und Eigenschaften, die an den braven Soldaten Schwejk erinnern, schlägt er sich immer wieder durch.

Richard Hebstreit wurde zwar 1946 in Melsungen bei Kassel geboren, doch weil seine Eltern zwei Jahre später nach Bad Salzungen umzogen, in die damalige sowjetische Besatzungszone, wurde er DDR-Bürger.

Als er im Sommer 1962 mit einem Freund an der Ostsee Urlaub machen will, geht einiges schief. Weil es tagelang regnet, wollen die beiden zurück nach Berlin trampeln. Im Grenzgebiet laufen sie einer Streife des Grenzregiments 35 in die Arme. Es besteht „dringender Tatverdacht auf Republikflucht“. Obendrein wird noch eine Schreckschusspistole im Campingbeutel gefunden. Damit endet der Urlaub „wegen versuchtem, beabsichtigtem und bewaffnetem Grenzdurchbruch“ in einem Jugendwerkhof-Durchgangslager und schließlich vor dem Staatsanwalt. Weil aber keine Munition gefunden wurde, lief das Abenteuer glimpflich ab. Hebstreit und sein Kumpel erhielten ständiges Hauptstadtverbot.

Vier Jahre später, der Wehrdienst bei der NVA steht an, landet er ausgerechnet in derselben Grenzeinheit, die ihn damals verhaftet hatte. Dass er mit dieser Vorgeschichte überhaupt zum Grenzregiment 35 nach Berlin-Rummelsburg geschickt wurde, ist Zufall. Eine Schludrigkeit der Behörden, die es einige Jahre später wahrscheinlich nicht mehr gegeben hätte. Über seine Zeit bei der NVA hat Hebstreit das Buch „Grenzsoldat“ geschrieben, das im März 2007 im *Ronald Hande Verlag* erschienen ist. Auf 150 Seiten berichtet er über Armeealltag,



Fluchtpläne, und Schießbefehl. Wie er sich dem Zwang entzogen hat, „auf Feinde des antifaschistischen Schutzwalls“ schießen zu müssen, ist typisch für ihn. Denn selbst der bescheuertste Soldat wusste damals, dass die Anlagen die eigenen Bürger daran hindern sollten, die Grenze zu überwinden.



Nach dem Wehrdienst arbeitet Hebstreit in so vielen Berufen und Branchen, dass der Platz nicht reicht, sie alle aufzuzählen. Details seiner Aktivitäten kann man auf seiner Internetseite finden (Suchwort: „rhebs“). Fotografieren und Schreiben sind nun aktuelle Angelpunkte seines Lebens, und von Ruhestand ist jedenfalls keine Rede ...

„Mein Kampf“ im Unterricht?

Von Helmut Oertel, Zeitzeuge

Vorbemerkung der Redaktion

Der britische Verleger Peter McGee plant die Veröffentlichung von kommentierten Auszügen aus Hitlers „Mein Kampf“. Das Motiv dürfte klar sein: Gewinnstreben.

Vor etwa 5 Jahrzehnten hatte unser Autor die Idee, „Mein Kampf“ im Unterricht zu verwenden, und zwar in pädagogischer Absicht. Schüler, die deutliche Sympathien für Hitler hatten, sollten am Originaldokument erkennen, dass Hitler schon mehr als ein Jahrzehnt vor der Machtübernahme die unmissverständliche Absicht dokumentiert hatte, Krieg zu führen und die Juden zu vernichten. Die Rechnung ging auf! Den neonazistischen Neigungen konnte erfolgreich begegnet werden. Der vom Autor gekürzte Bericht zeigt, wie die Verwendung von „Mein Kampf“ damals wirkte.

Ist es sinnvoll und lohnend, Hitlers „Mein Kampf“ im Unterricht der 10. Klassen zu verwenden? ...

In jeder Klasse, das dürfte allgemeine Erfahrung sein, gibt es Schüler, die dem Nationalsozialismus und dem Dritten Reich mit mehr oder minder deutlich erkennbarem Wohlwollen und jeder kritischen Haltung gegenüber diesen Erscheinungen mit Misstrauen oder gar Ablehnung begegnen. ...

Auf der Suche nach „handfesten Gegenargumenten“ stellte sich heraus, dass Darstellungen im Geschichtsbuch, mündliche Darlegungen des Lehrers und selbst Auszüge aus Quellen (etwa bei Hofer¹), *Der Nationalsozialismus*) auf die Skeptiker keinen überzeugenden und nachhaltigen Eindruck ausüben konnten. Diese Mittel sind dem äußeren Anschein nach nur dort erfolgreich, wo ein gefestigtes Vertrauensverhältnis besteht und wo zugleich ein der Sache dienliches Klima des Denkens im häuslichen Bereich herrscht. Wo eine von beiden Voraussetzungen fehlt oder wo beide fehlen, kann die Verwendung von „Mein Kampf“ Wandel schaffen. ...

Der Lektüre des Textes ging zweierlei voraus: erstens ein Gespräch im Anschluss an die Frage „Was haltet ihr von Hitler?“, zweitens die Auswahl von etwa drei Textstellen durch einen Schüler. Er hatte den Auftrag (Freiwillige boten sich immer spontan an), etwa drei Zitate in Hofer ‚Der Nationalsozialismus‘, die ihm selbst wichtig erschienen, und dazu die Originalstellen in Hitler „Mein Kampf“ aufzusuchen. ...

Aus dem Gespräch erwuchs im allgemeinen der Wunsch nach genauerer Unterrichtung, und hier schloss sich im Verlaufe der folgenden Stunden die Bearbeitung der Texte an, die durch eine knappe Darstellung (Lehrervortrag) von Hitlers Lebenslauf eingeleitet wurde. Zur Textinterpretation wurde den Schülern, die in wechselnden Gruppen je eines der Bücher vor sich hatten, folgender Hinweis gegeben: Sie sollten hierbei Gelegenheit haben, sich von der Übereinstimmung zwischen Originaltext und Zitaten zu überzeugen, um dem Argument begegnen zu können, man könne schließlich alles Mögliche schreiben oder sogar fälschen. Bei der Arbeit selbst zeigte sich (vorwiegend anfangs) hin und wieder der Wunsch, nicht zu interpretieren, sondern sogleich abschwächende und ablenkende Argumente anzubieten. ...

Das gilt z.B. für die Frage „Hielt Hitler den Krieg für ein Mittel zur Gewinnung von Lebensraum?“ Die bekannte Ausgangsposition „erst gut, dann größenwahnsinnig“ wurde in der Regel für unhaltbar erklärt und schließlich aufgegeben, wenn die Schüler sich selbst davon überzeugen konnten, dass schon auf der ersten Seite von „*Mein Kampf*“²⁾ das Wort Krieg in einem recht eindeutigen Sinne verwendet wird:

„Erst wenn des Reiches Grenze den letzten Deutschen umschließt, ohne mehr die Sicherung der Ernährung bieten zu können, erhebt sich aus der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens. Der Pflug ist dann das Schwert, und aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot.“ ...

Die unmittelbare Begegnung mit der Quelle ist von vornherein wichtig und wirksam, auch wenn sie zunächst nur zu der einfachen Feststellung führt: „Aha! Das ist also das bewusste Buch!“ Die Greifbarkeit eines echten Reliktes der Hitlerzeit wird zur Voraussetzung für das Begreifen, vielleicht Begreifenwollen des Ganzen. Ich konnte immer wieder feststellen, dass die Lektüre ungewöhnlich große Aufmerksamkeit und erwartungsvolle Spannung erzeugte. Hierin drückt sich offenbar das starke Verlangen nach Aufklärung über die tatsächlichen Gegebenheiten aus. ...

Denn gerade bei dem Thema „Drittes Reich“ erweist es sich als gefährlich, wenn der Lehrer in die Rolle des Anklägers gerät, der unter Umständen von einzelnen Schülern als befangen abgelehnt wird, ebenso wie das Geschichtsbuch oder sogar die Hofersche Dokumentensammlung. Hier nun hat die Erfahrung gezeigt, dass die Quelle „*Mein Kampf*“ wegen ihrer unbestreitbaren Originalität als unbedingt glaubwürdig anerkannt wird, was allerdings nicht gleichbedeutend ist mit der Ablehnung des Inhalts, die sich bei manchem erst mit der anschließenden Wertung einzustellen pflegt.

Die Betrachtung und Beurteilung dieser Theorien als „Einstieg“ in die Behandlung der Geschichte des Nationalsozialismus und des Dritten Reiches hat einen weiteren Vorteil. Wenn von vornherein geklärt ist, dass Hitler nicht „größenwahnsinnig geworden ist“, sondern er von Anfang an größenwahnsinnig war (diese stark vereinfachende Formulierung sei hier der Kürze halber gestattet), erspart sich der

Lehrer für die weitere Arbeit die immer wieder notwendig werdende Mühe der Rückschau oder des rückgreifenden Nachweises. Der „Einstieg“ in der angegebenen Form fördert nach meiner Erfahrung bei den Schülern die innere Bereitschaft zur Beschäftigung mit dem Problem. ...

Abschließend sei noch dem Einwand begegnet, dieses Buch brächte die Gefahr der Verbreitung nationalsozialistischer Gedankenguttes mit sich. Ich glaube, die Mehrheit der Jugendlichen ist ohnehin weitgehend immun gegen den NS-Bazillus. Ihr können wir durch sachliche Information aus der Quelle die Kenntnisse und Argumente liefern, die sie fähig macht, der kleinen Minderheit von Gefährdeten und Gefährlichen mit Erfolg entgegenzutreten, so dass der mögliche Vorteil den möglichen Nachteil bei weitem überwiegt.

Helmut Oertel: „Mein Kampf“ als Quelle im Geschichtsunterricht der Mittelstufe (veröffentlicht in „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“, 4/1965)

¹⁾ Hofer, Walter (Hrsg.): *Der Nationalsozialismus* Dokumente 1939-1945, 1.Aufl. Frankfurt/M 1957

²⁾ Hitler, Adolf: *Mein Kampf* 213./217. Aufl. München 1936

„Es ist auch meine Geschichte“

Stadtteilmütter auf den Spuren
des Nationalsozialismus
Von Peter Mosler

Eine Teilnehmerin sagt zum Abschluss des Seminars zum Dritten Reich: »Es war das traurigste Seminar, das ich in meinem Leben besucht habe. Und gleichzeitig hat mich das Thema nicht mehr losgelassen. Durch das Seminar ist mein Interesse an Politik und Geschichte gewachsen. Ich bin wach geworden, möchte mehr wissen, mehr lesen, mehr erfahren und mehr verstehen.«

Junge Migrantinnen, die ein Seminar über den Nationalsozialismus besuchen: „Man hat Menschen umgebracht, die einer anderen Religion angehörten.“ „Jeder, der hier lebt, versucht, mit dieser Geschichte klarzukommen.“ „Ich bin Deutsche, es ist auch meine Geschichte,“ sagt Hanadi Mourad aus Beirut, „Ich vermittele das meinen Kindern, sie sind in Deutschland geboren.“ Eine transparente Äußerung, als gäbe es nicht Akkulturationsstress und Identitätsstörungen bei diesen jungen Frauen aus der Ferne. Es ist nur von Frauen die Rede, den „Stadtteilmüttern“ aus

Neukölln-Nord, und so klar und gescheit sie sprechen, mobilisieren sie doch deutsche Vorurteile. „Ihr Kopftuch, geht das von Ihrem Mann aus?“ Hanadi Mourad erwidert geduldig: „Nein, ich bin allein-erziehend.“ - „Von wem geht das Vorurteil aus?“ - „Manchmal werde ich gefragt, ob wir Deutsche oder Türken sind.“ Jüdische Remigranten kennen diese Frage: „Was sind Sie eigentlich: Deutscher oder Jude?“

Es ist der Dienstag der ZeitZeugenBörse in der Landeszentrale für politische Bildung, und wir haben den Film „Es ist auch meine Geschichte“ gesehen: Stadtteilmütter auf den Spuren des Nationalsozialismus. Stadtteilmütter sind junge Mütter, deren Eltern überwiegend türkisch oder arabisch sprechen, und die Frauen mit Migrationsgeschichte im Quartier besuchen, um sie pädagogisch, sprachlich und kulturell zu beraten. Den Stadtteilmüttern sind - so wenig wie deutschen Frauen - diese Fähigkeiten nicht in die Wiege gelegt. Der Kurs dauert 6 Monate, und darin sagte eine Frau: „Ich möchte auch etwas über das Dritte Reich erfahren. Über die Nazis.“ Und so wurde ein Unterrichtsprojekt über den Nationalsozialismus angeboten. Der Film zeigt Begegnungen mit Opfern der Vertreibung, einem jüdischen Rabbi, und den Nachkommen dieser Menschen. Lassen Sie mich am Rande erwähnen: Der Film ist hochprofessionell gedreht. Bemerkenswert die Kameraführung von Lars Maibaum (Buch und Regie: Julia Oelkers). Nicht von ungefähr bekam der Streifen eine Präsentation im Fernsehen.

Nach der Vorführung in der ZeitZeugenBörse gab es die Gelegenheit, mit zwei Frauen, Hanadi Mourad (Stadtteilmutter), Lydia Çelik (Diakoniewerk) und Eike Stegen (Haus der Wannseekonferenz) zu sprechen. Die Stadtteilmütter arbeiten 30 Stunden / Woche, und oft ist es die erste Arbeit, die sie machen. Die Vielfältigkeit des sozialen Lebens, der sie begegnen, schafft eine Offenheit, die beispielhaft für Deutsche sein könnte: „Ob Irokesenschnitt, Kopftuch oder Tätowierung egal, wie man aussieht, man ist eben ein Mensch.“ Toleranz, wie man früher sagte, oder „Jeder nach seiner Façon“.

Das Modell der „Stadtteilmütter“ ist inzwischen überregional nachgeahmt worden - nur der Name ist geschützt- anderswo heißen sie



„Kiezmütter“ o.ä. Stadtteilmütter haben eine soziale Kompetenz erworben, die sie auch für andere kommunale Jobs begehrt macht. Ehemalige Stadtteilmütter wollen auch nicht mehr zu Hause bleiben, sondern öffentlich tätig sein. Könnte es nicht sein, dass die vermehrte Nachfrage nach Arbeitskräften, die wir erleben, das Verhältnis zu den Menschen verändert, die mal Gastarbeiter, mal Ausländer, mal Kanaken hießen?

Wem gehört die deutsche Geschichte? Denen, die sie studieren und die sich in ihr zu Hause fühlen, also auch Menschen aus fernen Ländern. „Es ist auch meine Geschichte“- die 12 Jahre von Blut und Unglück im letzten Jahrhundert, aber auch Kaiser Barbarossa, Karl der Große, Friedrich II., der den ersten islamischen Friedhof in einem der deutschen Staaten eingerichtet hat. Oder die Geschichte der SPD, die auch ausländische Arbeiter in ihren Kampf einbezogen hat.

PS. Jeder fünfte Deutsche zwischen 18 und 29 Jahren weiß nicht, dass Auschwitz ein Konzentrationslager war. Das ergab eine kürzlich veröffentlichte Umfrage des Magazins STERN.

... das hätte ich sagen wollen

Ein Nachtrag zum Film „*Es ist auch meine Geschichte*“ am 31. Januar 2012

Von Klaus Schwerk, Zeitzeuge

Gegen Ende des eindrücklichen Films gab es eine ganz kurze Episode. Da begrüßte ein Jude die beiden Stadtteilmütter vor der Synagoge und streckte der ersten seine Rechte zum Gruß entgegen. Sie aber nahm sie nicht an. Auf die Rückfrage, warum? antwortete sie, es sei für eine Muslima nicht schicklich, einem Mann die Hand zu geben. Der Jude begrüßte dann die andere der beiden Besucherinnen, die erklärte, dies sei für sie kein Problem, worauf der Jude sagte: „Ist ja auch Quatsch!“ Der Film lief weiter.

Ich fand es sehr bemerkenswert, dass bei der dann folgenden Möglichkeit zu Fragen an die beiden Frauen die erste Frage war, wie man (Mann?) diese Episode verstehen solle. Die – nenne ich sie mal so – liberalere der beiden Frauen fand eine plausible Erklärung, und das Gespräch nahm seinen Lauf. Für einen Augenblick dachte ich: Hier solltest du dich melden, tat's aber nicht, weil's vielleicht den beiden Hauptpersonen und dem eigentlichen Thema geschadet hätte. So trage ich es hier also nach.

Ich erinnerte mich an die Jahre, die ich in Indien gelebt hatte, als „Immigrant“ (wenn auch unter etwas anderen Bedingungen). Indien hat seine sehr anderen Sitten und Gebräuche, die uns Europäern zuerst einmal sehr fremd sind. Das beginnt mit der Begrüßung. Keiner reicht, wie wir's tun, dem Anderen die Hand zum Gruß, sondern legt seine Hände flach an einander und neigt den Kopf. Das lernt man, wenn man sich auf einen Besuch in Indien vorbereitet. Hochgestellte Persönlichkeiten ebenso wie Arbeiter und Händler grüßen sich so. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dies als „Quatsch“ zu bezeichnen.

Aber – und das halte ich für außerordentlich bemerkenswert – wir haben auch eine für Indien völlig ungewöhnliche „Abart“ der Begrüßung erlebt. Ich war als Leiter einer technischen Lehranstalt „eingewandert“ - im Auftrag einer indischen Kirche und damit in der Tradition der Missionare. Diese hatten den „Unberührbaren“, denen meine Arbeit dienen sollte, schon im 19. Jahrhundert die Begrüßung mit dem die Unberührbarkeit überwindenden Handschlag geschenkt – eine, ich kann es nicht anders nennen, revolutionäre Handlung. („Hand“lung!) Jeder Besuch in einer christlichen Gemeinde endete für uns, die Kinder eingeschlossen, mit der Verabschiedung aller Anwesenden, geduldig wartend in langer Schlange, durch Handschlag (und wir waren sicher, dass sich manche klammheimlich für einen „Nachschlag“ noch einmal anstellten),

Ich weiß, wie mühsam es für mich kurz nach der Rückkehr in Berlin war, jedem und jeder meine Hand hin zu strecken. Ich fühlte bei jeder Begrüßung die Frage, was mich denn wirklich mit ihm oder ihr verbindet, dass ich einfach so meine Hand reiche. Später, als wir für Jahre in Afrika waren, konnten wir eine andere und doch vergleichbare Form der Begrüßung erleben. Man reicht die Rechte und legt die Linke zugleich auf den rechten Unterarm. Warum? Man zeigt, dass man unbewaffnet ist. Ein Gegenüber ist grundsätzlich

ein Fremder und deshalb möglicherweise gefährlich. Ob uns Europäern vielleicht die Erfahrung anderer Begrüßungsformen Anlass sein könnte, uns der zivilisatorischen Besonderheit der uns so selbstverständlich gewordenen Art der Begrüßung bewusst zu werden, die wir durch manche der modischen Varianten der Gegenwart achtlos gering schätzen?

Mut zur Integration – eine engagierte Diskussion

Von Rolf Triesch, Zeitzeuge

Das Thema „Integration“ wird für eine Stadt wie Berlin, in der Menschen aus über 190 Nationen zusammen leben, immer aktuell bleiben. Gegenstand des Diskussionsabends am 20.02.2012 in der Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlins Mitte war insbesondere das im Herbst 2011 erschienene Buch „*Mut zur Integration - Für ein neues Miteinander*“ von Klaus Wowereit; entstanden im Zusammenhang auch mit Wowereits Engagement als Vorsitzender der „Zukunftswerkstatt Integration“ beim SPD-Bundesvorstand.

Nach einer kurzen Einführung in die Thematik des Abends durch das Geschäftsführende Vorstandsmitglied der Friedrich-Ebert-Stiftung Dr. Roland Schmidt stellte Klaus Wowereit Anliegen und Aussagen seiner Schrift dar, die er ausdrücklich nicht als „Anti-Sarrazin“-Buch verstanden wissen wollte.

Toleranz und Akzeptanz gehören zu den Grundvoraussetzungen des Zusammenlebens in einer Großstadt. Menschlichkeit, Anstand und gegenseitiger Respekt können nicht einfach angeordnet, sondern müssen tagtäglich gelebt werden. Der Umfang der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben hängt jedoch aus Wowereits Sicht nicht primär von der Herkunft, sondern vor allem von der sozialen Situation der Betroffenen ab.

Hier will die SPD u. a. mit einem gesetzlichen Mindestlohn strukturelle Verbesserungen befördern. Einige Thesen und Fragen Wowereits, die nicht immer auch beantwortet wurden, regen durchaus zum Nachdenken an: Der Umstand, plötzlich einer Minderheit anzugehören, kann sich jederzeit und für jeden

Menschen einfach durch Änderungen von Definitionen ergeben.

Wie lange bleibt man eigentlich Migrant (oder auch Vertriebener) und zu welchen Zwecken erfolgt überhaupt die Unterscheidung zwischen Migranten und der Mehrheitsgesellschaft?

- Warum ist in manchen Familien kein Aufstiegswillen vorhanden, und woher sollen dann Motivationen kommen, wenn Kinder bereits in der dritten Generation vorwiegend Arbeitslosigkeit in ihrem Umfeld erleben?
- Der Staat muss dort eingreifen oder unterstützen, wo die normale familiäre Situation nicht mehr funktioniert.
- Was in der modernen Türkei nicht erlaubt ist, darf auch in Neukölln nicht gestattet sein.
- Vorhandene Probleme dürfen nicht tabuisiert werden, weil man ein guter Mensch sein will; sie müssen dabei aber lösungsorientiert und nicht ausgrenzend diskutiert werden.

In der anschließenden Diskussion auf dem Podium ging es auch um eine andere, vom Psychologen und Publizisten Mark Terkessidis vertretene Sichtweise. Er empfindet das Schlagwort „Integration“ nicht mehr als hilfreich, sondern plädiert für den Begriff „Interkultur“ mit dem Ziel, den Regelbetrieb den geänderten gesellschaftlichen Verhältnissen anzupassen. Das würde zum Teil zu erheblichen Veränderungen bei bisher von der Mehrheitsgesellschaft weitgehend als Norm akzeptierten Regeln und Prozessen für alle Beteiligten führen.

Bei den Konsequenzen, die dies z. B. für künftige Schul- und Unterrichtsformen haben würde, konnten die beiden Diskutanten keinen Konsens finden. Hingegen ließ der Hinweis von Wowereit, dass bei Neueinstellungen im Berliner Landesdienst in den letzten Jahren der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund signifikant gewachsen ist, eine Annäherung der Positionen erkennen.

Zum Abschluss fand eine rege Diskussion zwischen Publikum und Podium statt, bei dem es meist um praktische Fragen, häufig auch um die Finanzierung von verschiedenen Projekten im Integrations- und Migrationsbereich ging.

Der Diskussionsabend machte deutlich, dass Integration keine kurzfristige Aufgabe, sondern ein dauerhafter Prozess bleiben muss, der immer wieder viele Anstrengungen und gegenseitiges Vertrauen aller Beteiligten verlangt. Dazu können sicher auch Gespräche mit Zeitzeugen und Akteuren auf verschiedensten Ebenen beitragen.

DER TAGESSPIEGEL



Auszug vom 18.1.12

Urgestein? Jungbrunnen!

Von Florian Kessler

Berühmt ist die Berliner „Zeitzeugenbörse“. Der Verein nimmt Menschen mit aufschlussreichen Lebenserinnerungen in seine Kartei auf, zur Zeit können etwa 180 Berliner zum Erzählen eingeladen werden.

Ob Weimarer Republik oder NS-Zeit, DDR oder West-Berlin: Die Zeugen machen Zeitgeschichte anschaulich. Sie treten in Schulen auf oder werden vom Goethe-Institut angefragt, immer öfter greifen auch Historiker auf ihre Erinnerungen zurück. Mehr als 4000 Mal sind die „Börsianer“ seit Vereinsgründung 1993 vor Publikum aufgetreten, hunderte Suchanfragen werden jedes Jahr bearbeitet.

Eva Geffers ist die Leiterin der Zeitzeugenbörse. Gerade habe sie eine Email vom koreanischen Konsulat bekommen, erzählt sie im Gespräch: In Südkorea beginne gerade die Aufarbeitung der koreanischen Schicksale unter Stalin – auch Koreaner landeten in sowjetischen Lagern. Das Konsulat fragt jetzt, ob jemand sich noch an das sowjetische Gulagsystem erinnert – und vielleicht auch an koreanische Mithäftlinge.

Einfach und schmerzfrei ist die Erinnerungsarbeit ganz offensichtlich nicht. Aber nötig. Eva Geffers wird die Frage der Koreaner weitergeben, genauso wie der monatliche Vereinsbrief Dutzende derartiger Suchaufträge präsentiert: „Gesucht werden ehemalige DDR-Bürger, die bereit sind, private Fotografien zu zeigen.“ Oder: „Gesucht werden Zeitzeugen, die sich an die Wahrnehmung der Kuba-Krise in Berlin erinnern.“

Erst kürzlich war das Konzept einer von nur 20 Finalisten beim renommierten „Deutschen Engagementpreis“, bei dem 1000 Akteure zur

Auswahl standen. Eva Geffers lacht, sie sprudelt vor Ideen: Die älteren Zeitzeugen könnten zum Beispiel noch viel mehr auf die jüngeren Berlin-Touristen eingehen. Bereits jetzt würden Vereinsmitglieder einmal im Monat ein Hostel am Rosenthaler Platz besuchen. Zuletzt hätte dort eine jüdische Holocaust-Überlebende den Backpackern ihre Lebensgeschichte erzählt. „So was muss man doch viel mehr machen!“, ruft Geffers, „die Touristen sehen die Berliner doch sonst nur aus der Ferne!“

Die Zeitzeugenbörse ist längst nicht ausgelastet, ihre Mitglieder freuen sich immer über Einladungen.

ZZB-Interviews im Circus Hotel

Von Paul Scraton

Gekürzte Übersetzung: Klaus Riemer

Alltägliche Erfahrungen normaler Menschen sind wichtig, denn sie beleuchten die Geschichte und lassen sie real werden. Um so mehr, als Geschichte aus erster Hand mitzerleben ist; die sonst im Laufe der Zeit verloren gehen kann. Könige, Politiker, Generale und sogar Künstler und Musiker haben ihre Biographen, aber wer erzählt die Geschichte des Lehrers, der Gemüsehändler, des Arztes oder der Büroangestellten?

Die Männer und Frauen der Berliner *ZeitZeugenBörse* kommen aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Hintergründen und haben eine Vielzahl von verschiedenen Rollen in der Gesellschaft ausgeübt, aber sie alle haben eines gemeinsam: ihre Bereitschaft, ihre Aussage zu machen und ihre Geschichte zu erzählen, und so Geschichte lebendig werden zu lassen für alle, die das Privileg haben, sie sprechen zu hören.

In Städten wie Berlin ist dies doppelt wichtig, wegen der Art der Geschichte, die diese Augenzeugen erlebten. Dies ist eine faszinierende Stadt mit einer oft dunklen und bewegten Vergangenheit, und die berühmte Mahnung „Never Forget“ braucht helfende Augenzeugen. Es bleibt von zentraler Bedeutung für unsere Gesellschaft und relevant für zeitgenössische Besucher oder Einwohner. Von über 400 Augenzeugen in der ZZB beteiligen sich einige regelmäßig, andere so ein- oder zweimal pro Jahr.



In den nächsten Jahren wird der Jahrestag der nationalsozialistischen Machtergreifung und dann das Ende des Zweiten Weltkrieges in Berlin im Mittelpunkt stehen.

Seit Frühjahr 2011 arbeitet die ZZB mit dem Circus Hostel und Hotel zusammen, um in englischer Sprache zu Touristen und zur englischsprachigen Gemeinde in Berlin zu sprechen. Es war eine Herausforderung für die ZZB, nicht nur weil dies eine völlig neue Zusammenarbeit war, sondern auch nicht leicht, geeignete Zeitzeugen für einen solchen Abend in einer fremden Sprache zu finden. Die verschiedenen ZZB-Referenten bieten Beispiele für das Spektrum der Themen:

Herr Schweitzer sprach vom Graben eines Tunnels unter der Berliner Mauer; Herr Baerwald reflektierte seine Zeit in einem britischen Kriegsgefangenenlager; Herr Rottschy erzählte von seiner Kindheit während des Aufstiegs des Nationalsozialismus. Walter Sylten berichtete von seinem Vater, der als Pastor gegen die Nazis war und schließlich in Dachau umgebracht wurde. Frau Hertlein (s.u.) wuchs in Ost-Berlin auf und zog dann nach Westen, bevor die Mauer gebaut wurde. Sie alle überqueren diese Grenze oft in den kommenden Jahren, um Freunde und Familien auf der anderen Seite zu besuchen.

„Versetzen Sie sich in andere Rollen,“ sagt eine Redensart. Hört man die Zeitzeugen von Berlin (und Umgebung), so kann man genau das tun.

Marie Louise Gericke, in Potsdam 1925 geboren und aufgewachsen, sprach über das Ende der Weimarer Zeit und die NS-Machtübernahme.

Im Jahr 1945 wurde das Haus der Familie beschlagnahmt und als Residenz für Winston Churchill genutzt. Nach dem Fall der Berliner Mauer wurde es der Familie zurückgegeben.

Paul Scraton organisiert nicht nur die Gespräche mit Zeitzeugen. Er ist Manager des Circus Hotels und Hostels.

Das Video mit Jutta Hertlein's Interview ist im Internet zu finden unter:

<http://www.slowtravelberlin.com/2012/01/05/zzb-berlins-historical-eye-witnesses/>

Der Filmemacher Dougal Squires hat u.a. für TV-Sender in Glasgow und London gearbeitet und lebt heute in Berlin.

Rubin Pester, eine schottische Künstlerin, lebt auch in Berlin und hat kürzlich mit der Agora Collective, BBC Scotland und mit Artconnect Berlin zusammengearbeitet.

Aus unserem Briefkasten

Zeitzeugenvermittlung zur deutschen Geschichte

Dr. Gregory H. Wolf

Professor of German, North Central College,
Department of Modern and Classical Languages,
30 N. Brainard St., Naperville, IL 60540

... Einen schönen guten Tag wünsche ich Ihnen, Herr Ruths!

In den letzten zwei Jahren war es uns eine Ehre, dass meine Studenten die Chance hatten, mit Herrn Dr. Behrend über sein Leben während der Zeit der Nationalsozialisten sprechen zu können. Ich finde es sogar notwendig, dass junge Menschen, sowohl Schüler als auch Studenten, mit Zeitzeugen sprechen, damit sie nicht nur etwas über eine politische Situation lernen, sondern auch über den Alltag. Herr Behrend ist sympathisch und unglaublich ansprechbar. Wir waren 2 1/2 Stunden zusammen, haben deutsche Geschichte interaktiv besprochen und hätten noch 2 Stunden sprechen können. In meinen Umfragen, die meine Studenten nach dem Seminar in Berlin ausfüllen, erfahre ich, dass der Nachmittag mit Herrn Behrend zu den Höhepunkten gehört. Und ich muss auch betonen, dass alles auf Englisch geführt wird! Meine Studenten sagen:

„Herr Behrend gives us an eyewitness account of German history and provides us with details about life in the Third Reich that one might not easily find in text books.“

Im kommenden Dezember hoffe ich, dass wir uns wieder mit Herrn Behrend treffen können. Mit bestem Dank...

Roger Moorhouse BA, M.A.

7, Vicarage Road, Pitstone, Beds., LU7 9EY.,
U.K Email roger@rogermoorhouse.com

Sehr geehrte Frau Gericke,

... Um Sie auf dem Laufenden zu halten: mein Buch „Berlin at War“ wurde im Herbst 2010 in Großbritannien und USA veröffentlicht. Es ist ein guter Erfolg gewesen und hat viele positive Rezensionen in der Presse erhalten. London's *Daily Telegraph* zum Beispiel

schrieb: „Diese evokative Sozialgeschichte holt den Einblick, die Töne, die Gedanken und die Gefühle der alltäglichen Deutschen, die dort lebten, ans Tageslicht.“ Die *Financial Times* sagte: „Wenige Bücher über den Krieg erhöhen die Summe unseres Kollektivwissens von diesem vollständig umfaßten Zeitraum, aber dieses Buch tut es.“

Das Buch ist auch in der Zwischenzeit in Norwegen (*Berlin im Krieg, Frühling 2011*) und letztlich Polen erschienen (Herbst 2011), unter den Titel „*Stolica Hitlera*“ („Hitlers Hauptstadt“). Andere Ausgaben sind schon vereinbart - in Dänemark und Israel (beide Frühling 2012) und auch in Schweden, Japan und Ukraine.

Ich freue mich besonders zu berichten, dass auch eine deutsche Ausgabe des Buches bevorsteht. Es wird bei *Propyläen* erscheinen und wird momentan übersetzt. Das Buch wird im Herbst diesen Jahres veröffentlicht. Also, wenn Sie daran ein Interesse haben, schauen Sie ab Herbst ab und zu mal in Ihre Buchhandlung.

Ich möchte mich nochmal bei Ihnen ganz herzlich bedanken für Ihre Hilfe; bei dem Buch und für die netten Stunden, die ich bei Ihnen in Berlin verbracht habe. Es war mir eine Ehre und eine Lehre, so viele Berliner von Ihrer Generation kennenzulernen. Ich muss zugeben dass ich leider nur einen kleinen Teil des gesammelten Interview-Materials in dem Buch direkt zitieren konnte. Aber Ihre Gedanken und Erlebnisse haben sehr viel zu meiner Einsicht in dieses schwierige Thema beigetragen, und dafür bin Ich Ihnen allen sehr dankbar. Das Buch wäre ohne Ihre Teilnahme nicht zu Stande gekommen. Mit freundlichen Grüßen...

In eigener Sache

Die beiden Zeitzeugen *Heiner Rasmuß* und **Margrit Korge** hatten im Anschluss an den Vortrag von Richard Hebstreit über einen Einsatz in derselben Schule, aber in getrennten Klassen berichtet. Beide konnten von ihren jüngsten Erfahrungen sprechen, weil Herr Kenzia / NPD abgesagt hatte und so war der 2. Teil der Veranstaltung für den Erfahrungsaustausch frei geworden.



Margrit Korge berichtete, dass sie ihre Schulgespräche jetzt anders abhält als zu Beginn ihrer Zeitzeugentätigkeit. Heiner Rasmuß war überglücklich, endlich einmal wieder vor einer Klasse zu stehen!



Gratulationen



*Wir gratulieren allen im
März geborenen Zeitzeugen*

01.03. Jürgen Rhode 04.03. Ilse Weimann
05.03. Horst Jänichen
10.03. Gertrud Schönberg 12.03. Karin Manke
14.03. Gisela Stange 17.03. Fred Grenkowitz
24.03. Werner Rottschky
30.03. Wolfgang Steinke
30.03. Vibeke Becker
31.03. Ingetraut Burghardt



Zeitzeugen gesucht

Suchmeldungen

Nr. 221/2011 Adeline.Busson, Universität Lemans, sucht für ihre Doktorarbeit ehemalige DDR-Bürger, die bereit sind, sich mit ihr zu treffen, private Fotografien aus der DDR-Zeit zu zeigen und zu erzählen, welche Erinnerungen diese Bilder hervorrufen. Unabhängig von Alter, Geschlecht, beruflicher Werdegang, Sozialschicht, damaliger Wohnort, interessiere sie sich für jedes Individuum. Interviews sind ab Januar bis Ende April, spätestens Anfang Mai vorgesehen.

Nr. 227/2011 Zeitzeugen aus der Oderregion 1980 - 1989 melden sich bitte im Büro der ZeitZeugenBörse

Gesucht werden außerdem Zeitzeugen und -zeugnisse zu diesen Themen:

Nr. 02/2012 Berlin am Ende der Weimarer Republik (1932),

Nr. 04/2012 Die Perzeption der Kubakrise in Berlin (1962)

Nr. 05/2012 Vorgeschichte und Beweggründe der Politik des „Wandels durch Annäherung“ in Berlin (1963) sowie Das Inkrafttreten der Berlin-Regelung (1972).

Nr. 7/12 Patricia Clough, englische Autorin mehrerer deutscher Bücher zur Nachkriegsgeschichte, sucht möglichst schnell ZeitzeugInnen aus beiden Teilen Deutschlands, die sich besonders gut an die Jahre zwischen 1945 und 1956 erinnern. Sie war früher Deutschland-Korrespondentin der Times und danach des Independent.

Nr. 08/2012 Für eine Dokumentation der ARD über Otto Grotowohl suchen wir Zeitzeugen, die Angehörige bzw. Mitarbeiter des ehemaligen DDR-Ministerpräsidenten waren.

Nr. 09/2012 Im Rahmen eines Projektes „Vor- und Nachbereitung der Gedenkstätte Buchenwald“ werden vom Diakoniewerk Duisburg Zeitzeugen gesucht.

Nr. 20/12 Thema: Jugendwerkhof Torgau

Nr. 33/12 Thema: Kinder als Flüchtlinge aus Schlesien

Anmeldungen bitte im Büro der ZZB.

HALBKREIS

Dienstag, 6.März 2012 von 15 – 17 Uhr

Schulerlebnisse in den ersten Jahren nach Kriegsende

Karin Kasimir (Jg.1938) war eine der ersten Schülerinnen nach dem Krieg. Sie berichtet über die Schulverhältnisse in Berlin Neukölln sowie die ersten schulischen Ferienerlebnisse im Landschulheim Wannsee (heute Gedenkstätte *Haus der Wannseekonferenz*).

Politik aus nächster Nähe

Peter Glotz, früherer Wissenschaftssenator in Berlin, danach Bundesgeschäftsführer der SPD unter Willy Brandt, fragte 1981 den damals an der Uni Erlangen Philosophie lehrenden **Dr. Gert Keil** (Jg. 1947), ob er bereit sei, für den Parteivorstand der SPD zu arbeiten. Sie hatten sich vorher einige Briefe über das philosophische Fundament der Politik geschrieben. Die Regierung Schmidt-Genscher war durch das sogenannte Lambsdorf-Papier in große Turbulenzen geraten und stand vor der Auflösung.

Von dieser Zeit möchte er, atmosphärisch und anekdotisch, berichten. Damals lernte er auch Willy Brandt kennen, und zwar auf eine sehr eigentümliche Weise.

Moderation Eva Geffers

Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildungsarbeit, 10787 Berlin, An der Urania 4-10
Ecke Kurfürstenstraße, Verkehrsverbindungen U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz
Bus 100, M29, 187 - Haltestelle Schillstraße - Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

Ankündigungen

Mitgliederversammlung am 13.März um 15 Uhr in der Landeszentrale

Gastspiele des Dokumentar-Theaters (s.a. *ZZB-Monatsbrief Februar* und S.1) werden am Himmelfahrts-Wochenende (17., 18., 19., 20. Mai) im Studio des Gorki-Theaters stattfinden.

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
V.i.S.d.P.:Eva Geffers. Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer

ZeitZeugenBörse e.V. Ackerstr. 13, 10115 Berlin

Tel. 030 – 44046378, Fax 030 – 44046379

Mail: info@zeitzeugenboerse.de. Web: www.zeitzeugenboerse.de

Büro: Mo, Mi, Fr 10 -13 Uhr

Druck Typowerkstätten Bodoni, Linienstr. 71, 10119 Berlin

Tel. 030-2825137, Fax 030-28387568 - Mail: info@bodoni.org

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe

Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten.

Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Wer den **ZeitZeugenBrie** statt per Post per E-Mail erhalten will, schickt uns bitte eine E-Mail!

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer 3340701